

RACHEL WARD

# DROWNING

Tödliches Element

Aus dem Englischen von Uwe-Michael Gutzschhahn



# PROLOG

»Schluss, aus. Wir müssen aufhören. Wir haben getan, was wir konnten. Das bringt nichts mehr. Es ist siebzehn nach vier.«

Ich öffne die Augen. Ein Regentropfen fällt in mein linkes Auge, mitten hinein. Schnell schließe ich beide Lider. Vorsichtig blinzle ich jetzt. Der Regen fällt weiter herunter. Wasserbomben klatschen aus einem grauen Himmel. Irgendetwas ist in meinem Mund. Schlamm. Kies.

Ich drehe den Kopf zur Seite und spucke aus.

Einen Meter neben mir sehe ich ein Gesicht. Die Haare kleben in glänzenden Strähnen an seiner Stirn. Mund, schmale Lippen, leicht geöffnet, ein Wasserrinnsal läuft heraus. Bleiche Haut, von Schlamm überzogen. Augen geschlossen, verkümmerte Wimpern bilden zwei stachlige Linien.

Es ist mein Gesicht.

Irgendetwas surrt von seinen Füßen die Beine hinauf, an der Taille vorbei hoch zu den Schultern. Die Hand, die den Reißverschluss zieht, hält einen Augenblick inne, dann macht sie weiter, schließt den Sack bis ganz oben. Schlafsack. Sie haben ihn in einen Schlafsack gelegt, weil er

schläft. Doch es gibt keine Öffnung. Sie haben ihn eingeschlossen. Wie soll er da atmen?

Als Nächstes bin ich dran. Ich weiß es. Aber ich schlafe nicht. Ich bin wach.

»Nicht zuziehen.« Ich höre die Worte in meinem Kopf, doch meine Lippen bewegen sich nicht. »Nicht zuziehen.« Meine Stimme, die versucht nach außen zu dringen – in der Kehle abgewürgt.

Jemand packt meine Beine. Ein anderer packt meine Arme. Ich bin dran. Sie werden mich in so einen Schlafsack legen. Sie werden ihn zuziehen. Ich versuche mich zu wehren, aber meine Arme und Beine sind einfach zu schwer. Ich kann nichts dagegen tun. Ich kann mich nicht rühren, nicht sprechen, nicht klar denken.

Plötzlich liege ich auf einer Art Bahre und werde in einen Lieferwagen gehoben. Die Türen schlagen zu. Wir lassen ihn zurück.

Doch nein, die Tür wird noch einmal aufgerissen. Das wird er jetzt sein. Schritte, Geächze, als sie ihn hineinheben. Ich schaue hinüber. Wenn der Schlafsack immer noch bis oben zu ist, werde ich alles versuchen meine Stimme wiederzufinden, und sie bitten, den Schlafsack ein Stück aufzuziehen, damit ich sein Gesicht sehen kann und er Luft kriegt.

Aber es ist nicht er. Auf einmal ist ein Mädchen hier im Lieferwagen. Sie sieht mich an. Ihre Schminke ist von den Augen herab über das ganze Gesicht verschmiert, als ob sie zerfließt. Doch die Lippen sind blau, ihre Arme von

Gänsehaut übersät und sie zittert. Auch sie starrt, starrt mich an, dann blinzelt sie – einmal, zweimal – und fängt an zu schreien.

# EINS

Die Frau, die sagt, sie sei meine Mum, ruft uns ein Taxi für die Heimfahrt. Sie sitzt auf der einen Seite, ich auf der andern, als ob wir an den Fenstern kleben. Vierzig Zentimeter Kunststoff Sitz zwischen uns. Die Sicherheitsgurte angelegt.

Der Geruch hier drinnen kratzt in der Kehle. Es riecht nach Plastik, Politur und Erbrochenem, alles zusammen. Vorn am Rückspiegel hängt ein kleiner blauer Baum. Auf dem Baum steht *Neuwagen-Duft*. Wenn so ein Neuwagen riecht, kannst du ihn behalten.

Unser Zuhause. Ich sehe es vor mir und weiß, dass ich da nicht hinwill. Ich will zurück ins Krankenhaus. Die Schwester dort war nett zu mir, nicht wie die Frau da drüben, auf der andern Seite der Rückbank, die in dem abgewetzten Jogginganzug, der ihr zu groß ist. Die Frau, die aussieht, als ob sie so viel geweint hat, dass sie nicht mehr kann. Auch sie wirkt nicht gerade begeistert, dass ich bei ihr bin. Sie kann mich kaum ansehen und hat noch kein Wort gesagt, ihre Lippen sind fest zusammengepresst, zu einer grimmigen schmalen Linie verschlossen.

Ich gehe zurück. Soll ich? Soll ich es tun? Am Griff

ziehen und die Tür aufstoßen? Rausspringen und losrennen? Zu spät. Das Taxi fährt um eine Kurve, gibt Gas und das Krankenhaus ist nicht mehr zu sehen.

Ich bin gefangen.

Ich drücke meine Stirn gegen die Scheibe. Sie ist kalt auf der Haut. Das gefällt mir, es beruhigt. Ich schiebe das Gesicht vor, drücke es so gut es geht gegen das glatte, harte Glas, quetsche die Nase zur Seite, damit auch Mund und Kinn an der Scheibe sind. Ich drücke noch fester, meine Lippen werden breit wie zwei Schnecken. Die Frau sieht mich mit rot unterlaufenen Augen an.

»Was machst du da?«, sagt sie. »Carl, lass das, verdammt noch mal!«

Sie fasst über die Lücke zwischen uns und reißt mich am Arm. Ich sträube mich. Sie lässt den Arm los und schlägt mir mit voller Wucht gegen den Hinterkopf. Die Kraft ihrer Hand lässt mein Gesicht auf dem spuckefeuchten Glas nach vorn rutschen, so dass die Wange verschmiert. Und sofort sind die Bilder all der anderen Male wieder da, die sie mich geschlagen hat, vermehren sich immer weiter wie ein Flur voller Spiegel. Sie zieht sich auf die andere Seite des Taxis zurück, Tränen laufen ihr übers Gesicht. Und ich weiß, es stimmt, was alle gesagt haben. Sie ist meine Mum. Mein Magen sackt nach unten, während mir zerstört geglaubte Erinnerungen durch den Kopf jagen. Die Haare nach hinten gezerrt. Der Geruch von Bier in ihrem Atem. Das Brennen ihrer Hand auf meiner Haut. Laute Stimmen. Ein brüllender Mann. Eine schreiende Frau. Türen, die knallen. Und

auch andere Erinnerungen, ein einziges Chaos an Bildern, das ich nicht zusammenbringe. Aber eines ist sicher: Sie ist meine Mum. Sie ist die Einzige, die ich habe. Ich weiß nicht, ob ich sie liebe oder hasse. Ob ich Angst vor ihr habe oder ob sie mir leidtut.

Ich löse mich von der Scheibe und wische mir das Gesicht an meinem Ärmel ab.

»Schau dir an, was du für eine Schweinerei an der Scheibe gemacht hast. Verdammt noch mal, wie alt bist du eigentlich? Dein Bruder ist gerade gestorben. Kannst du nicht ein bisschen mehr Respekt zeigen?«

Wie alt bin ich? Ich weiß nicht mal das.

Sie wischt sich die Tränen ab. »Herrgott, als Fünfzehnjähriger tut man doch so was einfach nicht mehr.«

Ich schüttele den Kopf, versuche die Tränen fortzuschütteln, die jetzt auch aus mir herauswollen. Und plötzlich höre ich die Stimme in meinem Kopf, sie sagt immer wieder: *Lass sie nicht sehen, dass du weinst. Wenn sie dich weinen sieht, hat sie gewonnen. Jungs weinen nicht, Cee.* Ich blinzele heftig, beiße mir auf die Lippen und drehe mich zur Scheibe, weg von ihr.

Die Welt, durch die wir fahren, wirkt so normal. Es gibt Läden und Häuser, Autos und Menschen. Ich erkenne nichts wieder. Wir fahren an ein paar Villen vorbei und ich frage mich, ob eine davon unser Haus ist, aber irgendwie weiß ich, dass es nicht stimmt. Wieso kann ich mich nicht erinnern?

Nachdem wir aus der Stadt raus sind, fahren wir durch

Dörfer, die sich an der Straße entlangziehen, und kommen schließlich in eine andere, kleinere Stadt, wo wir in einem Vorort an einer Backsteinfabrik vorbeirauschen. Bedrückt schaue ich auf die Imbissbuden, Wohltätigkeitsläden und verbarrikadierten Schaufenster an der Hauptstraße. Auf dem Bordstein vor einem Zeitungsladen steht ein Werbeaufsteller. Wir sind zu schnell dran vorbei, als dass ich die Vorderseite lesen kann, deshalb drehe ich mich um und lese die Worte auf der Rückseite: *TRAGÖDIE AM SEE: BRANDAKTUELL.*

Eine alte Frau schiebt einen Einkaufswagen an dem Aufsteller vorbei. Sie trägt Hausschuhe.

»Gleich sind wir da«, sagt Mum, als wir von der Hauptstraße in eine Siedlung abbiegen. Drei Minuten später fahren wir um die Rückfront einer Ladenreihe herum und bleiben stehen. Der Zähler zeigt £12.60. Mum zieht ihr Portemonnaie aus der Tasche. Sie findet einen Zehner und sucht nach dem Kleingeld.

»Eins, zwei«, sagt sie. »Und das hier sind noch mal zwanzig, dreißig. Verdammst, ich krieg die Scheißdinger nicht raus!« Jetzt fummelt sie nach den Kupfermünzen, wühlt unten im Futter, zieht die Hand wieder raus, schaut das Geld an und fummelt von Neuem. Und plötzlich merke ich, dass an ihrer rechten Hand die Spitze des kleinen Fingers fehlt. Keine Kuppe, kein Nagel – der Finger endet einfach am letzten Gelenk. Und ich weiß, dass sie nicht so geboren wurde, aber ich erinnere mich nicht, wie sie ihre Fingerspitze verloren hat. Jemand hat es mir mal erzählt ...



## ZWEI

Der schale Geruch breitet sich in meinem Kopf aus. Ich weiß nicht, wonach es riecht, aber der Geruch überspült mich mit Gefühlen, vagen Erinnerungen. Zwei Matratzen liegen parallel an den Wänden, mit einem Meter Abstand dazwischen. Viel mehr gibt es nicht. Klamotten liegen herum. Ein paar Zeitschriften. Leere Bierdosen. In der einen Ecke lehnen Angelruten.

Zwei Matratzen. Keine Kissen, keine Laken wie im Krankenhaus, einfach nur Schlafsäcke auf den Matratzen. Der eine orangefarben, der andere grün. Der grüne ist meiner. Woher weiß ich das? Ich setze mich drauf, und weil ich nichts Besseres zu tun habe, steige ich mitsamt Schuhen und allem hinein. Ich ziehe mit beiden Händen die Nylonränder über mich, dass nur noch Augen und Nase herausschauen. Ich liege auf der Seite, schaue durchs Zimmer auf die Matratze von Rob, auf seinen orangefarbenen Schlafsack, der zu einem Haufen zusammengeknüllt ist.

Und plötzlich höre ich, wie der Reißverschluss an seinem Gesicht vorbei und über den Kopf hinweg zugezogen wird. Sehe sein Gesicht, von Schlamm überzogen – gerade noch da und auf einmal weg. Weggeschlossen.

Ich mache die Augen zu und bin unter Wasser. Ein Knäuel von Armen und Beinen, die vor mir herumpeitschen. Das Wasser drückt mich nach unten, meine Lunge tut weh. Das Wehtun wird zu Schmerz. Ich kann nicht atmen. Ich brauche Luft. Ich muss ...

Ich öffne die Augen und bin allein in diesem schmutzigen, leeren Chaos von Zimmer. Ich atme schwer und die Luft, die in die Lunge geht und wieder herauskommt, fühlt sich an wie schon einmal geatmet. Sie hinterlässt einen sauren Geschmack auf der Zunge. Ich denke an das Zimmer im Krankenhaus – wie strahlend weiß und sauber es war. Es roch nach Desinfektionsmittel. Plötzlich schiebe ich meine Nase in den Stoff des Schlafsacks und atme ein. Es ist der schale Geruch nach altem Schweiß. Er widert mich an, doch er hat auch etwas Beruhigendes. Das bin ich. Es muss so sein – es ist mein Schlafsack. Das ist mein Geruch.

Aber wer bin ich? Und wer war mein Bruder? Mochte ich ihn? Mochte er mich? Nicht, wenn die Erinnerung auf der Treppe stimmt.

Ich denke an das, was man mir erzählt hat. »Dein Bruder ist tot. Es gab einen Unfall. Er ist ertrunken.« Wieso spüre ich nichts? Ich muss doch ein Monster sein, wenn ich keine Trauer empfinde.

Eine Weile liege ich nur da. Inzwischen ist es dunkel, aber durch die offene Tür dringt Licht vom Flur. Ich schaue hin und lausche, versuche alles in mich aufzunehmen – das ganze Haus. Mein Zuhause. Das Haus ist still, kein Geräusch von unten, aber nebenan höre ich den Fernseher.

Und von draußen Leute, die die Straße entlanglaufen, Autos, die kommen und gehen, Türen, die zuschlagen. In der Ecke über Robs Matratze ist ein dunkler Fleck an der Decke. An den Wänden Gekritzel.

Mir ist, als ob ich von einem andern Planeten käme, als wenn ich in das Leben eines andern geworfen worden wäre und nun allein damit zurechtkommen müsste. Ich will zurück ins Krankenhaus. Das hier ist nicht mein Zuhause. Die Frau unten ist nicht meine Mum. Der Junge, der gestorben ist, war nicht mein Bruder. Es muss ein Irrtum passiert sein, ein schrecklicher, schauderhafter Irrtum.

Ich zittere plötzlich. Ich habe Angst. Ich schaffe das nicht. Ich will nicht hier sein.

Meine Nase nimmt wieder diesen Geruch wahr, diesen Geruch, den ein Körper hinterlässt, wenn er Nacht für Nacht dort geschlafen hat. Der Geruch sagt mir, dass ich mich täusche. Das hier ist mein Zuhause. Es gibt kein Entkommen.

Ich schlinge die Arme um mich und rolle mich in meinem Schlafsack noch enger zusammen, aber ich kann mich auch jetzt nicht entspannen. Ohne nachzudenken, löse ich einen Arm und fasse unter die Matratze. Meine Finger greifen um etwas Hartes, Flaches. Ich ziehe es heraus. Im schwachen Licht erkenne ich den Umschlag eines gebundenen Buches. Die Buchstaben des Titels sind groß und stehen weiß auf schwarzem Grund: *Von Mäusen und Menschen*. Auf der Seite liegend öffne ich das Buch und finde den Anfang der Geschichte. Das Licht ist zu schwach, um die

Schrift zu erkennen, aber ich muss sie gar nicht sehen, die Worte kommen von irgendwo aus dem Nebel in meinem Hirn: »Einige Meilen südlich von Soledad fließt der Salinas River bergab und strömt tief und grün das hügelige Ufer entlang. Das Wasser ist hier warm, denn es plätschert glitzernd in der Sonne über den gelben Sand, bevor es das enge Becken erreicht.«

»Verdammte Scheiße, Mann, mach die dämliche Funzel aus, Cee.«

»Ich les aber noch.«

»Du hast das Ding doch schon hundert Mal gelesen.«

»Na und?«

»Du sollst endlich das verdammte Licht ausmachen. Ich bin hundemüde.«

Mit dem Buch eng an der Brust, eingewickelt in meinen Schlafsack, robbe ich über den Fußboden, bis mein Gesicht über Robs Matratze, seinem orangefarbenen Schlafsack schwebt. Ich lege mich hin, atme schwer. Der Stoff unter meiner Nase riecht unangenehm, so unangenehm wie meiner, nur anders. Ich schließe wieder die Augen und höre ihn atmen.

»Sag gute Nacht, Cee«, befiehlt er. Und ich weiß, es ist das, was er jeden Abend sagt. Gesagt hat. So hat er es jeden Abend gemacht.

Erst hat *er* gesagt, ich soll Gute Nacht sagen, und dann hab *ich* »Nacht, Rob« gesagt.

Und er hat geantwortet: »Nacht, Cee.«

Jeden Abend.

Ich sage es. »Nacht, Rob.« Und ich halte die Augen geschlossen. Mein Körper liegt in der Lücke zwischen unseren Betten, der Kopf auf seiner Matratze.

Sein Atem geht gleichmäßig und langsam und ich merke, dass ich im Takt mit ihm atme. Das Buch fällt zu Boden und ich gleite davon. Gleite allmählich in den Schlaf.

# DREI

Ich wache an einem dunklen, stillen Ort auf. Ich habe keine Ahnung, wo ich bin, wie spät es ist, wer ich bin. Aber allmählich kommt alles zurück.

Ich heiße Carl Adams.

Ich bin fünfzehn.

Mein Bruder ist tot.

Der letzte Gedanke rattert in meinem Kopf herum. Rob ist tot. Rob ist tot. Ich weiß, der Gedanke ist monströs, aber es sind nur Worte, einfach bloß Worte.

Ich erinnere mich, wie ich hier eingeschlafen bin, seinen Atem hörte, seine Stimme. Jetzt ist nichts mehr da. Kein Geräusch von draußen, kein Fernseher, der läuft. Nur ein Wasserhahn, der irgendwo in der Wohnung tropft. Es ist ein leises Geräusch, aber weil alles ringsum so still ist, höre ich es genau – und mein Kopf konzentriert sich darauf, *plip, plip, plip*. Wie Sekunden auf einer Uhr, die vor sich hin tickt.

Das oberste Stück des Schlafsacks ist da nass, wo ich im Schlaf gesabbert habe. Ich schiebe das Stück von mir weg, setze mich auf und wische mir den Mund am Handrücken ab. Mein Kopf tut weh und mein Hals ist ausgetrocknet. Ich befreie mich aus dem Schlafsack und stolpere hinaus

auf den Flur. Das Licht brennt noch. Ich gehe auf die Badezimmertür zu, von wo das Tropfen kommt. Ich mache mir nicht die Mühe, das Licht anzuschalten.

Es ist der Kaltwasserhahn am Waschbecken. Ich drehe ihn voll auf, beuge mich vor, halte die Hände zusammen und spritze mir Wasser ins Gesicht. Ein Junge schreit. Ein Mädchen kreischt. Ich habe Wasser im Gesicht, in den Augen, den Ohren. Mein Herz rast. Ich bin jetzt dicht bei ihnen, so dicht, dass ich sehe, wie ihre Arme und Beine um sich schlagen, sehe, wie sich seine Wange vor Anstrengung spannt, ihr Gesicht verzerrt ist vor Panik.

Ich springe vom Waschbecken zurück und taste blind nach einem Handtuch. Meine Hand findet die Zugschnur fürs Licht, ich ziehe an ihr und mit einem Klick geht das Licht an. Ich schnappe mir das Handtuch vom Boden und fahre mir hektisch übers Gesicht, danach starre ich im Bad umher. Es ist niemand da. Der Raum ist klein. Waschbecken, Klo, Badewanne mit einer Dusche darüber und einem zusammengeschobenen Plastikvorhang. Schimmel zwischen den Kacheln und an der Decke. Mein Herz schlägt immer noch wie verrückt.

Ich war da, im See. Ich war da, als mein Bruder starb. Ich hole ein paarmal tief Luft, sauge die kalte, feuchte Luft ganz tief ein und versuche mich zu beruhigen.

Der Hahn läuft noch, das Wasser klatscht mit voller Wucht ins Becken und gurgelt durch den Abfluss. Ich will es nicht im Gesicht, in den Augen, doch ich habe Durst. Ich drehe am Hahn, bis nur noch etwas mehr als ein Rinnsal

herauskommt. Dann beuge ich mich wieder vor, schiebe den Kopf vorsichtig drunter und drehe das Gesicht so, dass ich das Wasser mit dem Mund auffangen kann.

Es ist kalt und sauber. Ich lasse es im Mund hin und her schwappen, spritze es zwischen den Zähnen hindurch, lasse es über das Zahnfleisch spülen – in den aufgeblähten Wangen, dann spucke ich es wieder aus. Ich schlucke den nächsten Schwung und noch einen, spüre, wie die kühle Frische in mich hinabsinkt. Ich habe wahnsinnigen Durst – je mehr Wasser ich trinke, desto schlimmer fühlt er sich an. Ich fasse nach oben und lasse das Wasser stärker laufen, während ich trinke, schlucke und weitertrinke. Wasser läuft mir aus dem Mund, am Kinn entlang und über die Wange.

*Cee.*

Jemand sagt meinen Namen – nicht so wie bei dem Schreien und Spritzen, das ich zuvor gehört habe – diesmal ist es ganz nah, hier im Raum. Ich richte mich auf, drehe den Wasserhahn zu und schaue mich um. Es ist niemand da. Ich schüttele den Kopf, stopfe mir die Spitze des Handtuchs in die Ohren, um das Wasser herauszubekommen.

Es klang wie ... aber das kann nicht sein. Ich habe ihn auch letzte Nacht gehört, als ich wegdämmerte. Doch das war etwas anderes, oder? Wenn du kurz vor dem Einschlafen bist, verschwimmt alles, da bist du doch schon halb im Traum, oder? Aber jetzt bin ich wach. Dafür hat das kalte Wasser gesorgt.

Irgendwer treibt seinen Spaß, spielt mir einen Streich. Ich mache zwei Schritte durchs Bad und schlage den



Plastikvorhang zur Seite. Die Badewanne ist leer. Das Badezimmer ist leer. Aber da war jemand ... Ich habe jemanden gehört.

Ich gehe hinaus auf den Flur, bleibe kurz stehen und horche. Alles ist still. Irgendwo in der Ferne heult eine Sirene, doch selbst die wird leiser und verschwindet. Ich gehe zu Mums Zimmer.

Leise trete ich ein. Es ist nicht so dunkel wie meins. Die Vorhänge stehen offen und die Straßenbeleuchtung draußen wirft einen gelben Schein auf die gemusterten Wände. Das Bett ist leer. Auf dem Boden liegen noch immer Kleidungsstücke und abgeessene Teller herum.

Ich weiß, sie ist nicht da, trotzdem frage ich »Mum?« in die Leere. Keine Antwort.

Ich drehe mich um und gehe zurück in mein Zimmer, das Zimmer von Rob und mir, das mit den Löchern in der Tür. Beim Gedanken wieder hineinzugehen, wird mir übel. Doch das Flurlicht zeigt mir, dass dort nichts ist, nichts außer zwei Matratzen und zwei zerknüllten Schlafsäcken.

Im kalten Licht der nackten Glühbirne über mir wirkt das Zimmer kleiner und trostloser als je zuvor. Ich schaue auf meine Uhr. Zehn nach drei. Muss wohl zehn nach drei Uhr morgens sein. Ich gehe zum Fenster und schiebe den Vorhang zur Seite. Das Zimmer liegt über den Geschäften und gibt den Blick frei über einen beleuchteten Parkplatz und eine Wiese dahinter, die von Häuserreihen gesäumt wird. Kein Mensch ist zu sehen. Ich stütze die Arme aufs Fensterbrett, das Kinn in die Hände und starre hinaus. Ich

erinnere mich nicht genau, doch es hat etwas Tröstliches, das mir sagt, ich muss es schon öfter gemacht haben. Da stehen. Rausstarren.

Nach einer Weile öffne ich das Oberlicht des Fensters, drücke es auf, so weit es nur geht, und befestige es, indem ich den Metallstift am Rahmen in eines der Löcher am Schieber stecke. Die Nacht ist still, aber durch die Öffnung dringt frische Luft ins Zimmer und eine Art Hintergrundraunen, nichts, was man genauer bestimmen kann, nur das Geräusch, das eine schlafende Kleinstadt von sich gibt.

Keine Chance zu schlafen. Ich bin hundertprozentig wach.

Ich schaue ein paar von den Sachen durch, die auf dem Boden liegen. T-Shirts, Socken, Hosen. Es scheint nirgendwo eine Trennlinie zu geben, nichts, das anzeigt, was mir gehört oder ihm. Ihm gehört *hat*, sollte ich besser sagen. Und es ist auch nicht zu erkennen, was sauber ist und was nicht. Ich fürchte, gar nichts ist sauber.

Zwischen den Klamotten liegen überall Essensschachteln, leere Coladosen und Bonbonpapiere herum. Das Ganze ist wie so eine Art Suppe. Ich fange an, die Sachen zu sortieren. Socken auf den einen Haufen, T-Shirts auf einen andern. Dosen aufreihen, eine neben die andere. Ich weiß überhaupt nicht, wieso ich das tue, doch es ist eine Aufgabe. Teile vom Fußboden werden sichtbar. Teppichboden kommt zum Vorschein, keine Ahnung, welche Farbe er ursprünglich hatte, inzwischen ist er jedenfalls grau mit braunen Flecken.

Richtigen Müll stopfe ich in einen alten Plastikbeutel: Zellophan, Papier, Kaugummireste, soweit ich sie irgendwo abkratzen kann. Bald habe ich die halbe Lücke zwischen unseren Matrazen freigeräumt. Ich hebe ein weiteres Stück Papier auf, einen Teil von etwas, das zerrissen wurde. Ich habe schon ein paar ähnliche Schnipsel gefunden und sie in den Plastikbeutel gesteckt. Jetzt merke ich, dass das Stück nicht aus einer Zeitschrift stammt. Dafür ist das Papier zu dick, die Oberfläche zu glatt und glänzend. Es ist ein Foto. Die eine Seite ist weiß, aber die andere zeigt einen Ausschnitt von einem Bild. Ich lege mir das Stück auf die Handfläche und drehe es um. Es zeigt einen halben Mund, ein Kinn, Schatten an einem oberen Halsende.

Ich wühle in dem Müllbeutel und fische ein paar von den anderen Stücken heraus. Die drei, die ich finde, lege ich auf den Boden, schiebe sie hin und her, spiele mit ihnen, versuche, sie einzupassen. Und zwei passen wirklich. Jetzt liegen ein Auge und eine halbe Nase über dem Mund. Es ist ein Mädchen. Mir ist, als ob ich sie schon mal gesehen hätte.

Ich wühle nach weiteren Stücken. Ich kippe den Beutel wieder aus, finde aber keine mehr. Ich lasse den Müll, wo er ist, drehe mich um und gehe die restlichen Sachen auf dem Fußboden durch. Jetzt sortiere ich nicht, sondern wühle nur alles durch, nehme Dinge vom einen Haufen und werfe sie hinter mich auf einen andern. Jedes Stück, das ich von dem Foto finde, ist wie ein Schatz. Ein weiteres Teil des Puzzles, das ich zusammensetzen muss. Ich finde zwei neue

Stücke. Eine Silberkette um ihren Hals und das obere Ende eines T-Shirts. Sie hat zwei kleine Ringe am rechten Ohr, einen über dem andern. Aber die linke Seite fehlt. Ich suche weiter.

Die Teile liegen überall im Zimmer verstreut. Ich klaube sie zusammen, zwei scheinen zu fehlen. Doch ich glaube, dass es nur Randstücke sind, so dass sie vielleicht keine große Rolle spielen. Nach ein bisschen Hin- und Herschieberei liegt das Gesicht zusammen. Das Mädchen ist eine auffallende Erscheinung: lange dunkle Haare, in der Mitte geteilt und hinter die Ohren gesteckt, glatte Haut – keine Beulen und Schrunden wie bei mir – und wunderschöne Augen. Dunkelbraun. In denen das Licht spielt. Unmöglich, da nicht hinzugucken. Sie macht einen Schmollmund, zieht die Wangen nach innen und schaut in die Kamera. Ich nehme an, es ist eines dieser Fotos, die man selbst macht, du weißt schon, mit ausgestrecktem Arm.

Es steht auch etwas drauf. Obwohl genau das der Teil ist, wo die zwei Stücke fehlen, sieht man, dass sie es unten signiert hat. Ich kann nur »Küsse, N-« erkennen.

Küsse.

Das Foto befindet sich in unserem Zimmer, im Zimmer von Rob und mir. Wem also hat sie Küsse geschenkt?

Ich sehe mich im Zimmer um und denke daran, was ich von meinem Leben weiß, denke an die gestrige Fahrt hierher, daran, wie ich in der Küche gestanden und Mum zugehört habe, als sie sich das Bier die Kehle runtergekippt hat. Dann sehe ich wieder das Foto an, blicke wieder in

die Augen des Mädchens und wünsche mir, wünsche mir von ganzem Herzen, dass ich es bin, dem die Küsse gegolten haben.

Aber das kann nicht sein. Denn das letzte Mal, als ich sie sah, hat sie mich angeschrien.

Sie ist das Mädchen aus dem Krankenwagen.

## VIER

Das Mädchen auf dem Foto. Das Mädchen im Krankenwagen. Ich muss herausfinden, wer sie ist. Ich muss mit ihr reden. Mum wird es sicher wissen; aber wo kann Mum sein, wenn sie nicht in ihrem Bett ist? Ich lasse das zusammengesetzte Foto auf dem Boden liegen und gehe nach unten. Ich bin schon mit dem Fuß auf der zweiten Stufe, als ich wieder den Wasserhahn tropfen höre.

*Plip, plip, plip.*

Ich könnte schwören, dass ich ihn zuge dreht habe. Offenbar ist die Dichtung kaputt. Ich drehe mit aller Kraft an der Tülle, um den Hahn dichtzukriegen. Dabei verspannen sich meine Schultern und ein Schauer läuft mir vom Nacken aus den Rücken hinab. Im selben Moment gibt es einen lauten Knall auf dem Flur, eine Tür schlägt zu. Mir bleibt das Herz stehen. Geduckt renne ich in den Flur. Es war mein Zimmer, meine Tür.

Mein Herz schlägt jetzt wieder, hart und schnell. Ich spüre, wie der Puls am Hals pocht, atme ein paarmal tief durch und versuche, mich zu beruhigen. Schließlich gehe ich auf Zehenspitzen zur Tür, nehme behutsam den Knauf in die Hand und drehe ihn langsam, ganz leise, nach rechts.

Ich drücke die Tür auf und schaue ins Zimmer, dann schleiche ich mich hinein und schaue vorsichtig hinter der Tür nach. Natürlich ist das Zimmer leer. Anders ist nur, dass das Foto nicht mehr auf dem Teppich liegt. Jedenfalls nicht mehr als Ganzes. Die Teile liegen auf meinem Schlafsack, auf dem von Rob und im ganzen Zimmer verstreut. Als hätte sie jemand aufgehoben und hochgeworfen. Verrückt.

Ich halte meine Hand aus dem Fenster. Es geht kein Lüftchen. Ich stoße den Schieber aus der Verriegelung und schließe das Fenster, dann beuge ich mich nach unten und fange an, die Teile wieder einzusammeln. Ich könnte sie natürlich mit Klebeband zusammenkleben, wenn ich welches hätte. Ich behalte die Stücke in der Hand, gehe hinunter und suche nach Mum, nach irgendwelchem Klebeband oder nach beiden.

Alle Lichter brennen und Mum liegt immer noch auf dem Sofa. Die knallende Tür hat sie nicht geweckt. Sie ist nicht bei Bewusstsein, sie ist fix und fertig, der kaputte Finger hängt Richtung Boden, wie wenn er auf die Bierdose zeigt, die sie hat fallen lassen. Mum ist total weg.

Als ich sie so daliegen sehe, kommt eine weitere Erinnerung zurück.

»So hat es Dad gemacht.« Die Klinge von Robs Messer bohrt sich in meine Haut, in die Linie, die das letzte Glied meines kleinen Fingers markiert. Sein Blick ist kalt, hart. Jetzt ein falsches Wort von mir und er schneidet los.

»Okay, ich glaub's dir.«

»Nur dass es schnell ging, echt schnell. Er hat ihre

Hand genommen und dann mit dem Messer losgeschnitten, einfach so ...«

Ich schaudere bei dem Gedanken, wie Rob mir die Hand niederdrückt, schaudere bei dem, was Mum durchgemacht hat, vor vielen Jahren. Die Erinnerungen, die in diesen Wänden lauern, sind genauso vergiftet wie die Luft. Kein Wunder, dass Mum alles mit Bier auszulöschen versucht.

Ich kauere in der Tür und frage mich, was ich tun soll. Ich fühle mich nicht wohl dabei, überall rumzuschnüffeln, um irgendwo Klebeband zu finden, will Mum aber auch nicht wecken.

Auf dem Fernseher liegen Familienfotos. Ich schleiche auf Zehenspitzen an Mum vorbei und sehe die Bilder an. Drei Porträtfotos in dünnen Rahmen aus Karton, auf allen dieselben beiden Jungen. Die Fotos bilden eine Art Fortsetzung, erzählen eine Geschichte: mein Bruder und ich, wie wir heranwachsen. Unser Leben in drei Schnappschüssen. Als Zwerge, Kinder, Jugendliche. Knirpse, Jungs, Teenager.

Selbst unter Tausenden von Leuten würde man uns sofort als Brüder erkennen. Die gleichen struppigen Haare, die gleichen schmalen graublauen Augen, die an den Außenseiten ein bisschen nach unten verlaufen, die gleichen Wangenknochen. Brüder, aber nicht Zwillinge. Rob ist eindeutig älter – er ist auf jedem Foto größer als ich. Und er hat eine Überheblichkeit an sich, die mir fehlt. Auf einem der Fotos, dem jüngsten, hält er den Kopf leicht nach hinten gelegt und schaut von oben herab in die Kamera. Nur



ganz leicht, doch es reicht, um klar und deutlich zu sagen: »Ja, ich bin Rob. Na und?« Aber meine Augen schauen nicht zu ihm – ich schaue auch nicht geradeaus in die Kamera, sondern ein Stück zur Seite.

Auf einmal denke ich an das andere Foto, das zerrissene in meiner Hand. Wenn man das Mädchen zu einem der Fotos von mir und Rob hinzufügen würde, wo würde sie stehen? Neben Rob? Neben mir? Davor? Dazwischen? Wo passt sie hin?

Hinter mir schnauft Mum im Schlaf. Ich drehe mich um. Sie schiebt sich ein bisschen hin und her, dreht sich auf den Rücken, dann geht der Mund wieder auf und sie schnarcht derart laut, dass die Fenster klappern.

Sie schläft so fest und ich bin so wach. Ich kann hier nicht bleiben und auf das Schnarchen horchen, aber ich will auch nicht mehr nach oben, den Rest der Nacht an Wasserhähnen und Türen herumdrehen und mich mit Leuten verrückt machen, die gar nicht da sind.

Ich stecke die Teile des Fotos in die Tasche meiner Jeans und gehe zur Haustür. Im Vorbeigehen schnappe ich mir eine Jacke von den Garderobenhaken im Flur. Ist das meine oder seine? Egal. Ich ziehe sie an. Dann fällt mir ein, eine zweite Jacke zu nehmen, und ich schleiche auf Zehenspitzen zurück, um Mum damit zuzudecken. Jetzt schleiche ich wieder zur Wohnungstür und öffne sie.

Neue Blumen liegen draußen auf der Fußmatte. Ich schiebe sie in den Flur und ziehe die Tür hinter mir zu.

All diese Blumen. Die Leute müssen ihn doch geliebt ha-

ben, oder? Er muss beliebt gewesen sein. Oder sind die Blumen in Wahrheit für Mum ... aus Mitleid für eine Frau, die ihren Sohn verloren hat? Ich muss an die Faustlöcher in unserer Tür denken, an den kalten Blick in seinen Augen, als er mir das Messer an die Haut hielt. Hat er all das – seine Gewalt, seinen Hass – im Haus gehalten? Zurückgehalten für Mum und mich?

Ich trete durch den kleinen Vorgarten auf den Gang aus Beton, bleibe stehen und schaue über die Mauer. Dort liegen Garagen und weitere Wohnungen, alles friedlich und still, eine orangegelbe Welt. Als ich durchatme, merke ich, die Luft hat einen leicht süßlichen Hauch, einen Anklang von Schokolade. In der Fabrik muss die Nachtschicht laufen. Ich schaue hoch, versuche durch den Schein der Straßenbeleuchtung in den Himmel zu blicken. Es sind keine Sterne zu sehen.

An der Treppe zögere ich einen Moment, dann setze ich mich in Bewegung, überspringe drei Stufen – einmal, zweimal –, danach beuge ich mich zur Seite, meine Hände greifen nach der Betonwand, ich schwinde die Beine hoch und bin drüber. Auf der anderen Seite geht es zwei Meter nach unten. Ich knalle auf den Boden, die Knie knicken ein. Die Handflächen klatschen auf den Teer und ich hocke einen Moment da und checke, ob alles okay ist. Als ich aufstehe, spüre ich einen Schmerz im linken Fußgelenk und im linken Knie. Mein Bein muss sich beim Fallen verkantet haben.

Ich schaue mich um und hoffe, dass niemand meine Landung gesehen hat. Anscheinend habe ich Glück gehabt.

Ich wische mir die Hände an den Hosenbeinen ab und zucke zusammen, als die aufgeschrammten Stellen mit dem Stoff in Berührung kommen. Scheiße!

Als ich zur Treppe zurückblicke, frage ich mich, wieso es bei Rob so einfach ausgesehen hat. Und ich sehe ihn in Gedanken wieder vor mir. Er segelt über die Mauer, kommt leicht wie eine Katze auf und tänzelt um das Mädchen herum.

»Hi, Neisha«, sagt er. »Wie geht's?«

Er erwischt ihre Hand und zieht sie zu sich heran. Und sie lacht und ihre langen Haare fliegen nach außen, während die beiden auf dem Parkplatz herumwirbeln, ganz im Einklang miteinander, und sich zu dem Rhythmus bewegen, der in ihren Köpfen ist. Einem Soundtrack, den ich nicht höre.

Neisha.

Das Mädchen heißt Neisha.

Ich berapple mich wieder und mache mich auf den Weg über den Parkplatz. Vielleicht bringt ja das Herumlaufen weitere Erinnerungen ans Licht. Ich weiß, dass alles da drin ist. In mir. Der Arzt hat gesagt, es ist wie mit den Schubladen einer Kommode. Je mehr du ziehst, desto stärker klemmen sie. Aber allmählich gleiten sie auf. Habe ich mich nicht gerade an einen Namen erinnert, den ich Minuten vorher beim besten Willen nicht zusammenbrachte?

Nichts um mich herum wirkt vertraut, doch ich werde einfach ein Stück weit laufen und dann auf demselben Weg wieder zurückgehen.

Vor mir liegt eine weite grasbewachsene Fläche. Ein Freizeitgelände. Die einzigen Lichter hier markieren den Weg, der mitten hindurchführt. Das Gras zu beiden Seiten schimmert in den Lichtkegeln der Laternen, alles andere liegt im Dunkeln. Torpfosten tauchen wie Geister aus der Finsternis auf. Ein Kinderspielplatz steht verlassen hinter einem kniehohen Metallzaun. Die Luft ist schwer – nicht richtig nass, kein Nebel, aber auch nicht trocken, und auf einmal kapiere ich, warum ich die Sterne nicht sehe. Eine dicke Schicht tiefer Wolken hängt über mir.

Ich schlage den Kragen hoch, stecke die Hände in die Taschen, ziehe die Schultern nach vorn und versuche, mich so vor der kalten, feuchten Luft zu schützen. Ich folge dem Weg zur anderen Seite des Freizeitgeländes, wo er zwischen Gartenzäunen einen schmalen Durchgang bildet. Hier ist es dunkler. Ich kann nicht sehen, wo ich hintrete, doch ich laufe weiter, vertraue darauf, dass meine Füße schon festen Boden finden werden, dass bald irgendein Licht kommt, dass der Weg irgendwo hinführt.

Kurz darauf wird der Weg breiter und ich stehe plötzlich in einer kleinen Bungalow-Siedlung. Die Häuser sind quadratisch, sauber und winzig. Auffahrten führen zu den Eingängen. Und vor den Türen stehen Blumenkübel. Die ganze Anlage wirkt künstlich, wie aus Legosteinen gebaut.

Die Siedlung mündet direkt in die Hauptstraße. Ich erkenne die Straße von der Taxifahrt wieder, aber um halb vier Uhr morgens ist alles anders. Die Hälfte der Geschäfte hat die Rollläden unten, alles dicht – Augen zu. Die Müll-

tonnen quellen über. Pommes-Schalen, Flaschen, Werbe-flyer und alte Zeitungen. Ein Stück durchweichtes Papier bleibt an meinen Schuhen kleben. Ich trete es weg, doch mein Blick hat jetzt eine Zeitung dicht daneben erfasst.

Ein Lokalblatt und ich bin auf der Titelseite.

Es ist das Foto, auf dem Rob von oben in die Kamera schaut und ich an ihr vorbeisehe. Daneben ein Foto von Neisha, nicht das, was ich in der Tasche habe. Das hier ist ein Schulfoto. Haare fein säuberlich gekämmt. Keine Ohr-ringe. Weiße Bluse, burgunderfarbene Krawatte und Woll-jacke.

Ich hocke mich hin und lese den Artikel, halte die Zei-tung nach oben, damit die Straßenbeleuchtung drauf-scheint.

*Die Polizei bezeichnet den Tod des jungen Mannes, Ro-bert »Rob« Adams (17), als einen tragischen Unfall. Robert starb am Dienstag gegen 16.30 Uhr. Rettungskräfte waren an den See im Imperial Park in Kingsleigh gerufen worden. Polizeitaucher konnten seinen Körper nur noch tot aus dem Wasser bergen.*

*Wie es heißt, hatte er mit seinem Bruder Carl (15) und einer Freundin, Neisha Gupta (16), im See gebadet. Die Wet-terbedingungen waren extrem schlecht. In Kingsleigh war zu diesem Zeitpunkt gerade ein schweres Unwetter aufgezo-gen.*

*Inspektor Dave Anthony von der örtlichen Polizei er-klärte: »Erste Untersuchungen weisen darauf hin, dass es ein tragischer Unfall war. Die Stelle ist bekannt dafür, dass hier*

*trotz aller Warnschilder immer wieder Jugendliche im See baden. Unglücklicherweise geriet Rob dabei offenbar in Schwierigkeiten, die zu seinem Tod führten. Wir werden noch die beiden anderen Jugendlichen befragen, die bei ihm waren, sobald sie wieder vernehmungsfähig sind. Dann wird sich klären, was genau passiert ist. Unsere Gedanken sind bei der Familie und den Freunden des Jungen.«*

*Aus zuverlässiger Quelle war zu erfahren, dass eine Autopsie angeordnet wurde. Die Ergebnisse werden der Gerichtsmedizin zugeleitet.*

*Roberts Mutter, Kerry Adams, war zu verzweifelt, als dieser Bericht an die Presse ging, um auf Fragen zu antworten.*

Ich lese das Ganze noch einmal von vorn, dieses Mal langsam, und versuche jedes Wort zu begreifen. Beim ersten Lesen schien der Artikel nur zu bestätigen, was ich schon wusste – mein Bruder ist in einem See ertrunken. Jetzt sehe ich, dass dort mehr steht, viel mehr. Neisha ist Neisha Gupta. Sie ist sechzehn. Es gab ein Unwetter. Die Polizei will mit mir reden. Eine Autopsie wurde angeordnet. Die Presse wollte mit Mum sprechen.

Ich versuche das Ganze zu verarbeiten. Aus irgendeinem Grund bleiben meine Gedanken an dem Wort »Autopsie« hängen. O Gott, die haben ihn aufgeschnitten. Ich will nicht darüber nachdenken, aber ich kann es nicht verhindern. Irgendwo liegt die Leiche meines Bruders. Der Reißverschluss geht an seinem Gesicht vorbei, über den Kopf. Sie haben in ihn hineingeschnitten, hineingeguckt.

Ich schaue erneut auf das Foto und es gelingt mir nicht, die beiden Dinge zusammenzufügen. Ein Schüler, ein bisschen überheblich, ein bisschen kaltschnäuzig – und eine aufgeschnittene Leiche auf einer Bahre. Scheiße.

Ein Wassertropfen landet mitten auf dem Foto. Ich schaue hoch und spüre einen Spritzer auf meinem Gesicht, gleich rechts neben dem Auge. Kalt und leicht. Ein zweiter Spritzer trifft auf die Zeitung, dann noch einer. Es fängt an zu regnen.

Der Regen trommelt auf die Oberfläche, springt hoch, erzeugt eine Schicht spritzenden Wassers. Der See wirkt jetzt, als würde er kochen. Ich sehe das Ufer nicht mehr. Ich sehe nichts mehr, niemanden. Der Regen drückt mich nach unten, das Wasser zerrt an mir. Rob und Neisha sind verschwunden. Ich kann sie weder hören noch sehen. Ich trete im Wasser, wende den Kopf nach links und nach rechts, versuche durch diese unerbittliche Wasserwand irgendetwas zu erkennen. Jedes Mal, wenn ich Luft hole, bekomme ich Wasser in den Mund. Es läuft mir in die Kehle. Ich spucke es aus, atme wieder ein und es passiert das Gleiche.

Ich will nicht im Regen sein. Ich will nicht nass werden. Die Panik ist geradezu körperlich. Ich habe einen Kloß im Hals und mein Herz rast. Ich schwitze, meine Beine zittern. Ich muss hier weg. Ich muss irgendetwas finden, wo ich mich unterstellen kann.

Ich hebe die Zeitung auf und stecke sie in meine Jacke. Dann renne ich los. Der Regen prasselt wie wild herab. Vor mir springt jemand in einen Ladeneingang. Ein anderer

huscht über die Hauptstraße, mitten in der Nacht. Ich bin fast da – ein großes Vordach überspannt die Doppeltür eines Discounters. Auf einmal bin ich nicht sicher, ob ich mich zu einem Fremden unter das Dach stellen soll, doch der Regen, der mir auf den Schädel trommelt, überzeugt mich. Wasser in Augen, Nase und Mund. Wasser presst mir die Kehle hinab. Ich muss unbedingt trocken werden.

Ich schlüpfte in den Eingang. Er ist leer. Sie müssen in den Laden gegangen sein, aber drinnen brennt kein Licht. Ich sehe keine Bewegung. Ich schaudere leicht. Irgendwas stimmt nicht. Mein Gesicht, meine Haare und meine Hände sind nass. Langsam wird mir kalt.

Ich schaue hinaus auf die Straße. Es schüttet jetzt, der Regen schlägt prasselnd aufs Pflaster, springt wieder hoch. Ich schließe die Augen und irgendwie weiß ich, dass ich das Geräusch früher liebte, dieses Trommeln gegen das Fenster, wenn ich gesund und munter zu Hause saß. Jetzt aber lässt es in meinem Kopf Alarmglocken läuten, es zerrt mit nervösen, hektischen Fingern an meinem Magen. Ein Wassertropfen rinnt mir aus den Haaren seitlich übers Gesicht.

*Cee, du Arschloch.*

Die Stimme ist ganz nah und bedrohlich. Gleich neben mir. Sie flüstert mir ins Ohr. Ich öffne die Augen und schaue mich um. Wer hat das gesagt? Wer ist da?

Ich bin allein, vor mir die leere Straße, hinter mir stabiles Glas und ein dunkler Laden. Ich schaudere wieder. Ich drehe durch. Sehe Dinge, höre Dinge, Dinge, die gar nicht



da sind. Der Regen macht keine Anstalten nachzulassen. Ich entscheide mich trotzdem zu gehen, durch den Regen nach Hause zu laufen. Es ist nicht weit.

Ich schlage den Kragen hoch und breche auf, sprinte den Bürgersteig entlang. Der Regen bildet kleine Flüsse in den Rinnsteinen. Wasser läuft mir in den Nacken, zwischen den Schultern hinab. Meine Füße schlagen aufs Pflaster, klatschen in die Pfützen. Ich höre Schritte von hinten, werfe einen Blick zurück, doch da ist niemand. Die Hauptstraße gehört mir, nur mir und dem Regen. Ich muss mich wohl selbst hören. Das Geräusch meiner eigenen Füße hallt von den Häusern auf beiden Seiten der Straße zurück.

Das Wasser trifft auf die Kopfhaut und in mein Gesicht. Es tropft und rinnt und sickert nach unten. Es fühlt sich an wie etwas Lebendiges zwischen mir und meiner Kleidung. Etwas, das über die Haut kriecht. Ich schreie auf.

Ein Blitz und ich sehe in einem Sekundenbruchteil die ganze Hauptstraße in unnatürlicher Helle. Ein paar Sekunden später bricht das tiefe Grollen des Donners los.

Ich schlittere um die Ecke in einen Weg bei den Bungalows, verliere den Halt und rutsche ins Gras. Ein Fuß knickt nach außen, ich stürze ungünstig, verrenke das Bein, das ich mir vorhin schon verletzt habe, und fluche im Stürzen. Ich strecke die Hände aus, um mich abzufangen, doch sie gleiten nach vorn weg. Ich lande mit dem Gesicht im Schlamm. Und jetzt rieche ich ihn – nasser Schlamm in den Nasenflügeln, und der Regen trommelt auf Rücken und Schädel. Alles ist wieder da. Ich ertrinke.

Von Rachel Ward bereits erschienen:  
*Numbers – Den Tod im Blick*  
*Numbers – Den Tod vor Augen*  
*Numbers – Den Tod im Griff*

Die Zitate stammen aus:

John Steinbeck: Von Mäusen und Menschen.

Aus dem Amerikanischen von Mirjam Pressler

© Paul Zsolnay Verlag, Wien 2001



Ein *Chicken House*-Buch im Carlsen Verlag

© der deutschen Erstausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2013

© der englischen Originalausgabe by The Chicken House,

2 Palmer Street, Frome, Somerset, BA11 1DS, 2013

Text © Rachel Ward, 2013

The author has asserted her moral rights. All rights reserved.

Originaltitel: *The Drowning*

Umschlagbild: Getty Images, Ernst Haas

Umschlaggestaltung: Henry's Lodge, Vivien Heinz

Aus dem Englischen von Uwe-Michael Gutzschhahn

Lektorat: Regine Teufel

Layout und Herstellung: Karen Kollmetz

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Lithografie: Margit Dittes Media, Hamburg

Gesetzt aus der Sabon LT und Tempo Heavy Condensed

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-551-52052-4

Printed in Germany

[www.chickenhouse.de](http://www.chickenhouse.de)